

Aufklärung oder Anleitung zum Sex?

Die Sexualpädagogik in den neuen Lehrplänen ist geeignet, den Kindesmissbrauch zu fördern. Die gesamte Gesellschaft soll umerzogen werden.

Von Martin Voigt

Mama, ich hab eine komische Hausaufgabe, ich soll mir ein Kondom kaufen.“ Marie ist 12 und besucht die sechste Klasse einer Realschule. Ein Elternbrief erklärt: Das studentische Präventionsprojekt „Mit Sicherheit verliebt“ übernimmt die Aufklärungsarbeit im Biologieunterricht. Erstes Lernziel: „Am Kauf von Verhütungsmitteln ist nichts Peinliches.“ Nun ja. Als Marie am nächsten Tag nach Hause kommt, erzählt sie, dass sie das Kondom jetzt immer dabei haben soll, denn es wäre ja schade, wenn der spontane Spaß am fehlenden Kondom scheitern würde, hätten die Studenten gesagt. Marias Mutter stellt sich die Frage, was die Anleitung zum One-Night-Stand noch mit Sexualkunde zu tun hat.

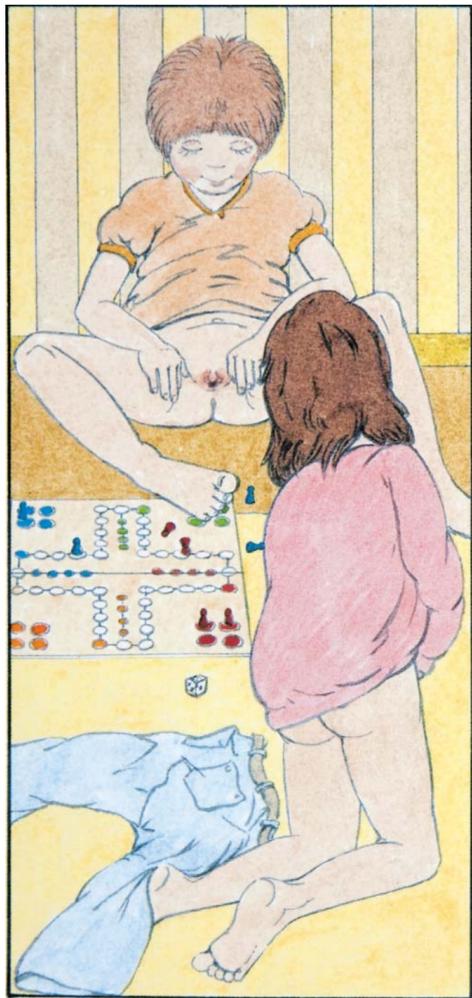
An moderner Sexualaufklärung, die weit über den Sexualkundeunterricht vergangener Jahre hinausgeht, scheiden sich die Geister, denn hier zeigt sich, wie die nächste Generation leben soll. Klare Ziele hat die „Sexualpädagogik der Vielfalt“, die in den Lehrplänen einiger Bundesländer als Querschnittsthema verankert ist. Eine Forderung lautet, die sogenannte „Heteronormativität“ unserer Gesellschaft zu überwinden, weil sonst gleichgeschlechtlich fühlende Kinder in ihrer Entwicklung Schaden nehmen könnten. Das Lernziel (Beispiel Berlin) für die fünfte und sechste Jahrgangsstufe heißt: „Liebe, Freundschaft und Sexualität in hetero-, homo-, trans- und bisexuellen Lebensformen“. Wer Bedenken äußert und sogar am traditionellen Familienbild in Schulbüchern festhalten will, gilt schnell als homophob. Familie ist schließlich überall, „wo Menschen füreinander partnerschaftliche Verantwortung übernehmen“, so die Bundesfamilienministerin. Ganz auf Linie ist da der Münchner Familienpass 2014, mit dem Familien billiger ins Freibad kommen. Zu sehen sind auf der Broschüre glücklich lächelnd Vater/Vater/Kind und Mutter/Mutter/Kind. Und Vater/Mutter/Kind? Fehlangeize.

Geht es um Antidiskriminierung oder eher darum, die Kernfamilie mit heterosexuellen Eltern und leiblichen Kindern zu „entnaturalisieren“, wie es im Aufsatz „Gender Mainstreaming im Kontext einer Sexualpädagogik der Vielfalt“ heißt (2001, Online Forum Sexualaufklärung der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung)? Der Verfasser ist Uwe Sielert, Professor für Sozialpädagogik an der Universität Kiel, Mitbegründer der Gesellschaft für Sexualpädagogik (GSP) und ihr Vordenker. Er hat auch in der Ad-hoc-Kommission „Sexualethik“ der Evangelischen Kirche in Deutschland mitgearbeitet. „Eine ernstzunehmende Erziehungswissenschaft muss die Dominanzkultur zunächst in Frage stellen, um dann langsam menschenfreundliche und das Individuum berücksichtigende Inhalte zu konstruieren, die dann eben parlamentarisch auch eine Mehrheit kriegen müssen, um in die schulischen Curricula zu kommen“, meint Sielert.

Vom ersten Bilderbuch bis zum Abitur soll die Vorstellung von Vater/Mutter/Kind „entnormalisiert“ werden. Über eine Online-Petition des Realschullehrers Gabriel Stängle gegen den grün-roten Bildungsplan in Baden-Württemberg erfahren viele Eltern das erste Mal davon, dass sich hinter der angeblichen Sensibilisierung für vielfältige Lebensformen Frühsexualisierung und Umerziehung verbergen. Die Petition mit über 190 000 Unterzeichnern wurde von der grün-roten Mehrheit im Petitionsausschuss ohne inhaltliche Auseinandersetzung abgelehnt. Aktuell wehren sich die Elternräte der Gymnasien in Niedersachsen dagegen, dass die „sexuelle Vielfalt“ fächerübergreifend und dauerhaft in die Kerncurricula aller Klassenstufen eingeht. „Nach wissenschaftlichen Schätzungen sind 5 bis 10 Prozent aller Menschen lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell oder intersexuell“, heißt es im rot-grünen Antrag. Daher müssten „Homo-, Bi-, Trans- und Intersexualität verbindlich thematisiert werden“, um alle Kinder „bei der Entwicklung ihrer sexuellen und geschlechtlichen Identität zu unterstützen“. Zweifel an der Annahme, der sexuellen Identität von Kindern müsse im Schulunterricht zur Entfaltung verholfen werden, blieben unbeachtet.

Anstatt besorgte Eltern und Sexualpädagogen an einen Tisch zu bringen, lud die GSP Anfang September zur Fachtagung „Produktive Erregung. Zur medialen Konstruktion sexualpädagogischer Praxis“. Neben der Frage, welche Sprache und Berichterstattung Eltern weniger verschrecken, kamen kaum Inhalte auf den Prüfstand. Anscheinend ist das nicht nötig, denn „die wissenschaftliche, professionelle Sexualpädagogik ist sich in den wesentlichen Dingen einig“, bekräftigte Sielert gegenüber dieser Zeitung. Für „angemaßte Deutungshoheit“ hält das hingeworfene Professorin Karla Etschenberg, Autorin zahlreicher Unterrichtshilfen für den Sexualkundeunterricht.

Eine Einladung zur GSP-Tagung bekam sie nicht, und auch das bei ihr von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung in Auftrag gegebene Material wird seit mehr als zwei Jahren am Erscheinen gehindert. „Hier passt offenbar die alternative Herangehensweise nicht ins Konzept“, sagt Etschenberg, „und es geht wohl auch um eine Machtstellung in Institutionen, die das Sagen haben wollen beim gesellschaftlichen und pädagogischen Umgang mit Sexualität.“ Kern ihres Anstoßes ist vor allem die Sexualisierung von Kindern im Rahmen von Sexualerziehung. Tatsächlich gibt es reichbebilderte Aufklärungsbücher wie etwa Sielerts von Frank Ruprecht illustriertes „Lisa und Jan“ für Vier- bis Achtjährige, die sexuelle Handlungen von und zwischen Kindern zeigen und zur Nachahmung anregen. Kinder sollen – so im Begleitheft für Eltern zu lesen – die „Lebensenergie“ Sexualität „tastend, sehend, fühlend, schmeckend und hörend erfahren“. Für die Kleinen ist



Noch in Schulen gebräuchlich: Aus dem vergriffenen Buch „Lisa und Jan“ (Beltz Verlag 1991), illustriert von Frank Ruprecht



Die **Gender-Ideologie**, die hinter der „Sexualpädagogik der Vielfalt“ steht, schaffte ihren Durchbruch auf der Weltfrauenkonferenz in Peking 1995. Die Teilnehmerin Dale O’Leary fasst in ihrem Buch „The Gender Agenda“ (1997) fünf Thesen zusammen, die „im UN-Establishment die Mehrheit haben“:

- 1. In der Welt braucht es weniger Menschen und mehr sexuelle Vergnügungen. Es braucht die Abschaffung der Unterschiede zwischen Männern und Frauen sowie die Abschaffung der Vollzeit-Mütter.
- 2. Da mehr sexuelles Vergnügen zu mehr Kindern führen kann, braucht es freien Zugang zu Verhütung und Abtreibung für alle und Förderung homosexuellen Verhaltens, da es dabei nicht zur Empfängnis kommt.

dann die Rede davon, dass „Pimmel und Mose ineinandergesteckt werden können“, was auch gut nachzuvollziehen ist, da eine Freundin von Lisa in der Zeichnung auf Seite 8 ihre nackten Beine weit auseinanderspreizt. „Ohne jemanden unter Generalverdacht stellen zu wollen, wird hier dem Missbrauch Vorschub geleistet“, meint Etschenberg.

Sielert kommt aus der „neoneozapatocischen Sexforschung“, die der umstrittene Sozialpädagoge Helmut Kentler begründet hat. Im Rahmen eines staatlich geförderten Modellprojekts brachte Kentler von 1969 an Straßenkinder bei vorbestraf-

ter mit Kindern besser über verschiedene Umgangsweisen mit Sexualität reden als Eltern. Auf die sexuellen Ausdrucksformen der Kinder sollten sie freundlich reagieren und ihnen hilfreich zur Seite stehen, um die Lebensenergie Sexualität und die Entwicklung der Geschlechtsidentität zu fördern. So könnten Kinder ihre Körper gegenseitig in Kuscheelhöhlen erforschen. Den Ängsten der Eltern soll mit Transparenz begegnet werden. Timmermanns ist Fachbeirat in Schulverbänden.

Ein weiteres Muster der emanzipatorischen, dekonstruktivistischen oder sexualfreundlichen Sexualpädagogik ist die Überbetonung des Lustaspekts von Sexualität, während das Gelingen stabiler Bindungen und tragfähiger Beziehungen bewusst vernachlässigt werden. Im Jahr 2004 analysierte die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung die von ihr mitverantwortete Sexualaufklärung: „In den Richtlinien ist keine Zielführung der Sexualerziehung im Hinblick auf Ehe und Familie auszumachen.“ Außerhalb des elterlichen Einflusses bestätigen kondomverteilende Pädagogen Lebens- und Liebensweisen, die Jugendliche schon aus den abendlichen TV-Serien kennen: Verlieben, Spaß haben und Schluss machen.

Das Praxisbuch „Sexualpädagogik der Vielfalt“ für Schule und Jugendarbeit (2. Auflage 2012) fragt, „wie eine angemessene sexualpädagogische Begleitung der jeweiligen Altersgruppe aussieht“, und bietet als Antwort Übungen für Kinder im Alter von 10 Jahren aufwärts an. Um verschiedene Lebensformen besser wahrzunehmen, dürfen zum Beispiel 14 Jahre alte Jugendliche stellvertretend für die Be-

der mit Kindern besser über verschiedene Umgangsweisen mit Sexualität reden als Eltern. Auf die sexuellen Ausdrucksformen der Kinder sollten sie freundlich reagieren und ihnen hilfreich zur Seite stehen, um die Lebensenergie Sexualität und die Entwicklung der Geschlechtsidentität zu fördern. So könnten Kinder ihre Körper gegenseitig in Kuscheelhöhlen erforschen. Den Ängsten der Eltern soll mit Transparenz begegnet werden. Timmermanns ist Fachbeirat in Schulverbänden.

Ein weiteres Muster der emanzipatorischen, dekonstruktivistischen oder sexualfreundlichen Sexualpädagogik ist die Überbetonung des Lustaspekts von Sexualität, während das Gelingen stabiler Bindungen und tragfähiger Beziehungen bewusst vernachlässigt werden. Im Jahr 2004 analysierte die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung die von ihr mitverantwortete Sexualaufklärung: „In den Richtlinien ist keine Zielführung der Sexualerziehung im Hinblick auf Ehe und Familie auszumachen.“ Außerhalb des elterlichen Einflusses bestätigen kondomverteilende Pädagogen Lebens- und Liebensweisen, die Jugendliche schon aus den abendlichen TV-Serien kennen: Verlieben, Spaß haben und Schluss machen.

Das Praxisbuch „Sexualpädagogik der Vielfalt“ für Schule und Jugendarbeit (2. Auflage 2012) fragt, „wie eine angemessene sexualpädagogische Begleitung der jeweiligen Altersgruppe aussieht“, und bietet als Antwort Übungen für Kinder im Alter von 10 Jahren aufwärts an. Um verschiedene Lebensformen besser wahrzunehmen, dürfen zum Beispiel 14 Jahre alte Jugendliche stellvertretend für die Be-

wohner eines imaginären Mietshauses Gegenstände ersteigern, die etwa zum Alltags- und Liebesleben eines lesbischen Paares mit Kindern, einer alleinerziehenden Mutter oder einer Spätaussiedlerin aus Kasachstan passen. Vorgeschlagen werden neben Handy, Deo und Saunakarte unter anderem ein Dildo, Handschellen, Lack und Leder, Aktfotos, das Kamassutra und Vaginalkugeln. Auch bei der Entwicklung einer Strategie gegen Trennungsschmerz gibt es neben Schokolade ein Gebetskreuz und wieder den Dildo. Auf die Frage „Was gehört für dich unbedingt zur Sexualität dazu?“ werden Eherringe, Handschellen, Vibrator, Reizwäsche, Herren-Tanga, Kreuz, Kopftuch und Bibel aufgezählt. Es folgen Teddybär, Lederpeitsche und Taschenmuschi. Die Kombination aus religiösen Utensilien und Sexspielzeug entspringt dem Denkmuster des Gender Mainstreaming (siehe Kasten).

Die fünf Autoren des Praxisbuchs berufen sich auf Kentler und gehören der Deutschen Gesellschaft für Sexualpädagogik und dem angegliederten Institut für Sexualpädagogik an, das nach selbstdefinierten Kriterien ein Qualitätssiegel für Sexualpädagogen verleiht. Elisabeth Tuider und Stefan Timmermanns sind Mitorganisatoren der GSP-Tagung. Ihr Mentor Uwe Sielert, der die Dissertationen von Tuider und Timmermanns begutachtet hat, ordnete die Aufregung um das Buch nach einem Artikel in der „Süddeutschen Zeitung“ (94, 2014) so ein: „Plötzlich gibt es eine mediale Öffentlichkeit, weil ein sexualpädagogisches Materialbuch entdeckt worden ist, wo 70 Übungen drin sind, die völlig problemlos sind, weil sie antidiskriminierend arbeiten und sexuelle Vielfalt propagieren.“ Dass davon ein, zwei jugendsprachlich formulierte Übungen wie „Der neue Puff für alle“ (15 Jahre alte Jugendliche sollen in der Konzeption eines „Puffs“ unterschiedliche sexuelle Vorlieben berücksichtigen) herausgegriffen werden, ist laut Sielert auf ein bestimmtes „rechtspopulistisches Interesse“ zurückzuführen, denn homophobe Kritiker sagten dann: „Sexualerziehung macht nicht mehr nur Körperaufklärung und Antigewaltarbeit, sondern sie propagiert jetzt auch vielfältige Lebensweisen skandalträchtig als Propagandamaschine für sexuelle Minderheiten.“ Zwölfjährige erfahren in der Übung „Superwoman“, dass die Menstruation auch „geil sein kann“, oder sie durchdenken, was zu tun ist, wenn „Cem beim Fingern bemerkt, dass Jasmina ihre Menstruation hat“. Ältere Jugendliche sprechen über Sex während der Menstruation in unterschiedlichen Konstellationen wie „Mann/Frau, Frau/Frau, Gruppensex etc.“. Das kann dann in „Rollenspiele eingebaut“ oder „gerappt“ werden.

In der Übung „Galaktischer Sex“ des Praxisbuchs sollen die Schüler alle ihnen bekannten Bezeichnungen für sexuelle Praktiken nennen. Für „scheinbar Ekliges, Perverstes und Verbotenes“ gibt es eine Extraermutung. Per Gesetz verbotene Praktiken (Sex mit Tieren, mit Personen unter 14 Jahren und Sex ohne Einwilligung der anderen Person) soll der Pädagoge nennen und „zu einer kreativen Auseinandersetzung mit dem Thema anregen“. „Come in, wir sind offen, lesbisch, schwul, bi, hetero, trans“ steht auf dem Schild, das Schulen anbringen müssen, die sich dem Projekt „Schule der Vielfalt“ (NRW) anschließen. Man hat sich selbst zu Qualitätsstandards verpflichtet, wozu regelmäßige Fortbildungen für Lehrer und Schüler sowie die verpflichtende Teilnahme an Vernetzungstreffen gehören. Wenn Marie demnächst also als galaktisch verkleidetes Sex-Alien auf eine CSD-Parade gehen will, fehlt ihren Eltern zwar der schulische Rückhalt, aber hoffentlich nicht die Energie, ihrer Tochter klarzumachen, warum sie noch kein Kondom dabei haben muss.

Der Autor ist Jugendforscher mit einem Schwerpunkt auf neuen Interaktionsformen in den sozialen Medien.

Das deutsche Wissenschaftssystem kann sich international sehen lassen. Das illustriert der diesjährige Chemie-Nobelpreis, der nicht nur Anerkennung für Stefan W. Hell persönlich ist. Er zeigt auch die Wertschätzung des Nobel-Komitees für unser Wissenschaftssystem, in das wir im vergangenen Jahrzehnt kontinuierlich investiert haben. Das Beispiel von Stefan W. Hell ist deshalb so eindrücklich, weil hier ein deutscher Forscher in Deutschland, am Max-Planck-Institut für biophysikalische Chemie in Göttingen, beste Bedingungen für seine Spitzenforschung findet und scheinbar unüberstehliche Angebote aus dem Ausland abgelehnt hat. Die Exzellenzinitiative, der Pakt für Forschung und Innovation und die gezielte Forschungsförderung haben einen wichtigen Anteil an dieser Entwicklung.

Ideen- und Impulsgeber unseres Wissenschaftssystems sind junge Forscher, die neues Wissen aufbauen und es später an die Studenten weitergeben. Sie sind eine Ressource, die es zu pflegen gilt. Will die Wissenschaft auf Dauer kluge und kreative Köpfe für sich gewinnen, muss sie ein attraktiver Arbeitgeber sein und sich der Konkurrenz zur Wirtschaft und zu ausländischen Hochschulen stellen. Wer wählen kann, wird die Rahmenbedingungen vergleichen: Forschungsumfeld, Karrierechancen, Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Gute Nachwuchswissenschaftler erwarten, dass sie zu Beginn ihrer Karriere wissen, unter welchen Voraussetzungen sie künftig arbeiten können. In den Fokus der öffentlichen Debatte sind dabei die befristeten Verträge geraten. In der Tat gibt es teilweise Praktiken, die nicht in Ordnung sind. Wenn

Junge Wissenschaftler brauchen verlässliche Perspektiven – die Länder haben die Mittel dafür

Mitarbeiter etwa nach ihrer Qualifikationsphase immer wieder ein- oder zweijährige Verträge bekommen – ohne klare Perspektive.

Wer daran wirklich etwas ändern will, darf sich allerdings nicht der Illusion hingeben, es gäbe einfache Lösungen. Befristete Beschäftigungsverhältnisse liegen in der Natur der Wissenschaft, die flexibel und offen für Neues bleiben muss. Promotionsvorhaben oder Drittmittelprojekte sind auf Zeit angelegt und dementsprechend auch die Dauer von Beschäftigungsverhältnissen. Der Zugang zum Wissenschaftsbetrieb muss offen bleiben für die nächste Generation. Daher geht die Erwartung an die Politik fehl, die Vertragsgestaltung in der Wissenschaft lasse sich doch ganz einfach gesetzlich in den Griff bekommen. Mit dem „Wissenschaftszeitvertragsgesetz“ ist es immerhin gelungen, konkrete Probleme anzugehen. So ist zum Schutz junger Eltern in der Qualifizierungsphase klar geregelt, dass sich im Falle von Elternzeit der Arbeitsvertrag automatisch verlängert.

Über weitere Änderungen werden wir bei der anstehenden Novellierung des „Wissenschaftszeitvertragsgesetzes“ diskutieren. Mir ist dabei wichtig, dass bei Drittmittelbefristungen die Vertragslaufzeit grundsätzlich der Dauer der Mittelbe-

willigung entspricht. Zu pauschale Einschränkungen von Befristungsmöglichkeiten richten aber mehr Schaden an als dass sie Nutzen stiften. Sie sind mit der Gefahr verbunden, dass interessante Arbeitsplätze an Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen, die Sprungtorte für eine dauerhafte Beschäftigung in der Wissenschaft und außerhalb der Wissenschaft sein können, gestrichen oder gar nicht erst geschaffen werden.

Die eigentliche Herausforderung ist eine andere. Die Zahl der Studenten hat sich seit 2005 um rund ein Drittel erhöht. Seitdem sind 6000 neue Stellen für Professoren geschaffen und ebenso viele Lehrbeauftragte eingestellt worden. So ist es vor allem durch die Pakte gelungen, die Betreuungrelation trotz der massiv gestiegenen Studentenzahlen stabil zu halten. Es werden aber weiterhin zu wenige reguläre Positionen für Professoren sowie selbstständig forschende und lehrende Wissenschaftler angeboten. Auch Stellen für Forschungsmanagement oder Personalentwicklung werden zuweilen befristet vergeben, obwohl es sich oft um Daueraufgaben handelt. Der wissenschaftliche Nachwuchs braucht besser planbare, verlässlichere und transparentere Entwicklungsmöglichkeiten. Der Wissenschaftsrat hat dies in seiner im Juli 2014

verabschiedeten Empfehlung zu Karrierezielen und Karrierewegen an Universitäten hervorgehoben.

Was also tun? Gefordert sind zunächst die Hochschulen selbst. Längst geben besonders innovative den Takt vor, indem sie sogenannte „Tenure-Track-Modelle“ schaffen, in denen eine Professur zunächst befristet besetzt wird. Bewährt sich der Professor und erfüllt vorab festgelegte Kriterien, ist eine dauerhafte Übernahme gesichert. Auf diesen Weg sollten sich noch viel mehr Hochschulen machen. Sie müssen sich aber auch stärker um diejenigen kümmern, die den Sprung auf eine Professur nicht anstreben oder nicht schaffen. Sie brauchen ein Personalentwicklungskonzept und eine systematische Beratung ihres Nachwuchses. Hochschulleitungen und Personalverantwortliche müssen es aus Verantwortung gegenüber ihren Beschäftigten zur Priorität machen, rechtzeitig Wege in andere Berufe zu ebnen. Der Orientierungsrahmen der Hochschulrektorenkonferenz zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses muss konsequent in die Tat umgesetzt werden.

Hochschulen, die für den Nachwuchs attraktive Bedingungen anbieten, werden über kurz oder lang im Wettbewerb um die Besten ihres Faches klar im Vor-

teil sein. Dabei sollten die Länder eine fordernde und fördernde Rolle spielen. Die Länder sind für die Grundfinanzierung der Hochschulen zuständig, die dringend erhöht werden muss. Bei dieser Aufgabe werden sie vom Bund nachhaltig unterstützt. Die Zustimmung von Bundestag und Bundesrat vorausgesetzt, wird der Bund den Länderanteil am Bafög vom 1. Januar 2015 an komplett übernehmen. Allein dadurch werden die Länder jedes Jahr um rund 1,2 Milliarden Euro entlastet, die sie gemäß der politischen Vereinbarung insbesondere für Hochschulen einsetzen sollen. Weitere neue Spielräume bei den Ländern entstehen, weil der Bund von 2016 an den Aufwuchs in den Haushalten der außeruniversitären Forschungseinrichtungen allein tragen wird.

Die Länder bekommen also langfristig Geld für Dauerstellen. Diese erheblichen zusätzlichen Mittel müssen nun auch insbesondere den Hochschulen zugutekommen. Ich kenne die finanziellen Herausforderungen der Länder aus eigener Erfahrung und nehme sie sehr ernst. Die Länder haben seit 2005 die Aufwendungen für die Hochschulen um 26 Prozent gesteigert. Die Investitionen des Bundes sind allerdings im gleichen Zeitraum um 118 Prozent gewachsen, obwohl auch der

Bundshaushalt der Schuldenbremse unterliegt. Wir brauchen heute Investitionen in die Hochschulen, weil wir jetzt diejenigen ausbilden, die wir in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts und später dringend brauchen. Wenn wir den guten Nachwuchswissenschaftlern, die wir heute haben, keine Perspektive bieten, werden wir sie morgen händeringend suchen.

Der Bund hat den Ländern geholfen, mehr und verlässlichere Karriereoptionen zu schaffen. Wo der Bund direkten Einfluss auf Personalplanung hat, nutzt er ihn. Genannt sei hier das erfolgreiche und auf Dauerstellen angelegte Professorinnenprogramm, das von Bund und Ländern Anfang 2013 verlängert wurde. Auch haben sich Bund und Länder mit den großen Wissenschaftsorganisationen (Fraunhofer-Gesellschaft, Helmholtz-Gemeinschaft, Max-Planck-Gesellschaft, die Einrichtungen der Leibniz-Gemeinschaft sowie die Deutsche Forschungsgemeinschaft) im Pakt für Forschung und Innovation darauf verständigt, „die Besten dauerhaft für die deutsche Wissenschaft (zu) gewinnen“. Die seitdem gestarteten Initiativen müssen aber weiter energisch verfolgt werden.

Der wissenschaftliche Nachwuchs ist Schatz und Stütze unseres Wissenschaftssystems. Ein gemeinsamer Kraftakt, ein intelligentes und abgestimmtes Zusammenwirken der Hochschulen mit den Ländern und dem Bund, bietet die Chance, Karrierewege anzubieten, die verlässlich sind und zur Herausbildung von Forscherpersönlichkeiten beitragen – von der Doktorandin bis zum Nobelpreisträger.

Die Autorin ist Bundesministerin für Bildung und Forschung.

Johanna Wanka

Schatz und Stütze